

Redebeitrag „Zweite Generation Posttraumatische Belastungsstörungen“ 16.11.2011

Sehr geehrte Damen und Herren!

Herzlichen Dank zuallererst an die Organisatoren und Organisatorinnen dieser erneut zu diesem Thema stattfindenden Veranstaltung. Ich bin ihnen und ihrer Arbeit schon seit langem sehr verbunden.

Das Gesprächs- Beratungs- und Therapieangebot meiner Praxis richtet sich seit nunmehr über zehn Jahren an Menschen mit Migrationshintergrund und Traumatisierungen, Menschen mit sogenannten „Posttraumatischen Belastungsstörungen“. In all den Jahren kam ich so mit mittlerweile 162 Klienten und Klientinnen in einen Gesprächs- und therapeutischen Kontakt über jeweils durchschnittlich 21 Sitzungen à 60 Minuten. Bei 31 Menschen stellte sich nach einiger Zeit des anamnestischen Gesprächs heraus, dass ihre Eltern und Großeltern, ihre Vorfahren durch die Mordmaschinerie des Nationalsozialismus gegangen sind, überlebt haben und ihre eigene Traumatisierung – unverarbeitet – an ihre Kinder und Kindeskiner weitergegeben haben. Das stellte sich aber erst nach einigen Sitzungen heraus. Gekommen waren sie, weil in ihrem Leben „etwas nicht mehr rund lief“. „Das es da Zusammenhänge zwischen ihrem eigenen aktuellen Leid und dem der Vorfahren geben könnte“, stellte sich erst nach einiger Zeit heraus, heißt: Meinen Gesprächspartnern war gar nicht so richtig klar, dass es aus ihrer Ahnenfolge heraus eine Hintergrundinformation gibt, die der Verfolgung, der Angst und des Kampfes um das Überleben, die des tiefen Schmerzes, im Leben. 130 Menschen erschienen traumatisiert durch andere Kriege, Repressionssysteme, durch Haft und Folter in aller Hergottsländer. Dies zur Statistik. Emotionales und dazu gehört sowohl Freude, als auch Leid, tradiert sich in den Systemen Familie und Kultur.

Mir war es in dieser Zeit vergönnt Menschen und äußerst Menschlichem zu begegnen.

Doch was heißt hier denn „zweite Generation“?

Nur um einmal von meiner eigenen väterlichen Generation zu reden:

Ein Onkel meines Vaters ist 1934 auf offener Straße in Aachen von SA-Horden erschlagen worden. Ein anderer Onkel ist in seiner Rechtsanwaltskanzlei von der SS

zusammengeschlagen worden, wg. sogenannter „Rassenschande“ schwerverletzt nach Oranienburg verschleppt worden. Er konnte nur mit Mühe nach Mexiko auswandern.

In den jüdischen und Roma und Sinti Familien fand die Traumatisierung und in der Folge die Weiterleitung von Traumatisierung schon vor dem Abtransport in die Vernichtungslager statt, fand in der „Shoa“ erst ihren Höhepunkt.

Ein Türkisch-Armenischer Klient von mir kam zu mir, weil sein Sohn sich in einer Sucht- und Gewaltspirale bewegte. Erst die gemeinsamen Gespräche führten beim Vater und dann beim Sohn zu der Erkenntnis, dem Bild, dass hier eine quasi Familientradition von Leid, Widerstand, Angst, Wut und Verzweiflung fortgeführt wird und dass es möglich ist hieraus auch ausbrechen zu können. Nach der Herstellung dieses Bildes war der Entschluss zur Veränderung, zum Stoppen dieser Selbstzerstörung fassbar, die Umsetzung des Veränderungsprozesses im eigenen Leben denkbar und deshalb auch realisierbar.

Der zentrale Satz in diesem Veränderungsprozess lautet: „Ich darf auch glücklich sein“!

Ich begegnete einem Menschen, der von seinem Vater sexuell missbraucht worden ist. Der Vater selbst war eines der schlimmsten Konzentrationslager des Nationalsozialismus entkommen, wurde dort sexuell missbraucht und ist aus dem dort erlebten jahrelangen Missbrauch nicht herausgekommen.

Aus Opfern können auch Täter werden, ist eine fast banal erscheinende Erkenntnis für mich. Hendrik M. Broder brachte es mal auf den zynischen Satz „Schließlich war Auschwitz keine Besserungsanstalt“!

22 Menschen aus der Gruppe 2. Generation waren in einem sozialmedizinischen Beruf tätig. Die Höhe dieser Zahl mag auch daran liegen, dass Menschen, die in sozialen Berufen tätig sind auch offener sind sich einem therapeutischen Prozess zu unterziehen und insofern ist jede Statistik immer zu relativieren.

Ich verstand diese Ausprägung im Phänomen Umgang mit übertragenem Leid aber auch, als ein Zeichen dafür, wie dieser Impuls sich in das „Heilende“, Das „Helfende“ umsetzen lässt, aber auch wie wir eigentlich „unsere Eltern und Ahnen retten“ wollen.

Drei Klienten aus wiederum dieser Gruppe waren übrigens Anästhesisten und hier kommen wir zu einer Beschreibung, die mich sehr fasziniert hat. Wir, die Nachkommen, suchen tendenziell die Nähe zum Tod.

Und ich in meiner Berufssparte kann mir da auch nur an die Nase fassen!

Zur Phänomenologie der auftretenden psychischen Beeinträchtigungen möchte ich mich hier erst einmal nicht weiter auslassen. Bei Bedarf und Interesse kann in kleinerem Kreis auch hierüber noch gesprochen werden.

Eine für mich zentrale, in diesem Kreis fast provokatorische Erkenntnis aus dieser Arbeit ist, dass es eben keine qualitativen Unterschiede zwischen den psychischen Folgeerscheinungen in der zweiten und mittlerweile dritten und vierten Generation nach der „Shoa“ und den psychischen Folgesyndromen anderen „human made Catastrophes“ gibt.

Und am Rande bemerkt: Das ändert nichts an der Einzigartigkeit der „Shoa“ in der Geschichte der Menschheit.

Ein großer Unterschied in den Auswirkungen ist allerdings durch den Ort der Austragung des Erlebens bedingt.

Im Land der jeweiligen Täter und Täterinnen sind die Auswirkungen gravierender.

Zur Zeit läuft eine Serie auf Arte „Les combatants dans l'ombre“, Die Kämpfer im Schatten. Letzte Woche sah ich Filmausschnitte aus den Kämpfen der „35. Brigade“ den „FTP“, den „FFI“, den Partisanen- und später militärischen Einheiten in denen mein Vater ab 1943 nach seiner Flucht aus dem Lager, gegen die deutschen Besatzer und Besatzerinnen in Südfrankreich gekämpft hat. Ich sah Bilder seiner Einheit, die dann 1944 bis 1945 den Elsass und Straßburg befreiten und mir liefen die Tränen, weil endlich gezeigt wurde wie mutig und kraftvoll diese Menschen, mein Vater, sich gegen die Schlächter und Barbaren erhoben haben. Vieles hat mein Vater mir, uns, meiner Frau und mir, erzählt. Jedes Mal war er beim Erzählen tief erschüttert, den Tränen nah. Bilder des Grauens aus seiner Zeit im Lager, der Zeit nach seiner Flucht aus dem Lager und seiner Zeit als Illegaler, Gejagter und Partisan kamen ihm hoch. Häufig trauten wir uns nicht noch mehr nachzufragen. Manchmal bedauere ich dies heute zutiefst. Häufig war dieses Einhalten im Nachfragen Respekt vor seinem Schmerz.

Manchmal war unsere Zurückhaltung auch dadurch bedingt, dass wir Angst vor bestimmten Wahrheiten hatten und diese erst gar nicht hören wollten.

Nach dem Erzählen war er immer entlastet und erleichtert. Er ist gestorben und nahm einen Teil seines Wissens, seiner Erinnerungen mit. Heute bedauere ich unsere Zurückhaltung manchmal. So vieles hätte ich ihn noch fragen wollen.

Vor Monaten besuchten meine Frau und ich meine Mutter in Bruxelles. Wir ließen sie erneut erzählen was es für sie in ihrem Pfälzer Dorf bedeutet hat mit einem französischen Besatzungsoffizier anzubändeln, der auch noch Jude ist und ihn dann 1948 auch noch zu heiraten. Es erfolgte Ausgrenzung. Nicht etwa von ihren Eltern, meine Großeltern, waren Antifaschisten und hatten den Nationalsozialismus nur durch Glück überlebt, aber von ihrer gesamten Umwelt. Nachdem sie darüber gesprochen hatte, schien sie erleichtert zu sein. Ja, wir konnten mit ihr lachen und glitten in das Anekdotische ab.

Einmal, 1947, brachte mein Vater meine Mutter auf dem Fahrrad nachts über eine Landstraße nach Hause. Eine französische Militärstreife kam vorbei, hielt die Beiden an und mein Vater wurde wg. Verstoßes gegen das „Verbrüderungsverbot“ für ein paar Tage von der Militärpolizei eingeknastet. Dieses Gesetz galt eben auch für Offiziere. Er hielt aber zu meiner Mutter und die Geschichte mit der Treppe der Stadtverwaltung Landau, auf der meine Mutter meinen Vater zum allerersten Mal sah und sich sofort in ihn verliebte, erzählte sie zum tausenden Mal.

Am Tag danach nahmen wir sie mit ins „Café Metropol“, dem für mich Urort des Erzählcafés. Sie war entspannt und gleichzeitig aufgeregt und auch traurig. Von ihren alten Freunden und Freundinnen, Genossen und Genossinnen aus dem Kreis der Überlebenden ist sie die Einzige, die noch herkommen kann und das auch nur noch sehr selten. Und wir schwiegen ganz einfach über weite Strecken. Und auch das Schweigen müssen wir ertragen können.

Wichtig erscheint mir das Erzählte nicht zu hinterfragen, nicht nach einer sowieso nicht vorhandenen objektiven Wahrheit zu suchen und vor allen Dingen geduldig zu bleiben gegenüber den häufig auftretenden Wiederholungen.

Mir geht es hier darum erneut die Fahne derer hoch zu halten, die ein Instrument der Verarbeitung der auftretenden psychischen Beeinträchtigung realisiert haben und, so hoffe ich, weiter fortführen, das Instrument des Erzählens auch und gerade im „Erzählcafé“.

Mache ich doch nicht Anderes in meinen Einzelgesprächen, Familientherapien und Gruppensitzungen, als genau das: Ich motiviere zum Erzählen, zum Sprechen und in Gruppensitzungen zum Zuhören und Diskutieren. Allein schon dieses Gefühl vermittelt zu bekommen, dass gesprochen und erzählt werden darf, dass es ein Gegenüber gibt, das zuhört, ein Gegenüber das Interesse zeigt, Fragen stellt und Raum gibt für die Suche nach dem Verständnis ist ein „heilender“ Prozess.

Ich habe in all den Jahren gelernt, dass es in diesem Verlauf überhaupt nicht wichtig, ja geradezu kontraproduktiv ist, nach der einen und richtigen Wahrheit zu suchen. Diese gibt es nicht. Es gibt nur die subjektive Erinnerung. Objektive Wahrheiten können - und auch nur vielleicht – Historiker und Historikerinnen herstellen.

Mittlerweile ziehen diese auch „Oral History“ als Instrument der Historiographie heran. Doch immer wieder ist diese Herangehensweise, dieses sich Öffnen zur mündlichen Überlieferung immer wieder umstritten.

Mir erscheint die Kombination all dieser Herangehensweisen: dem Sammeln von „Oral history“, dem Auswerten von Dokumenten, Aktenlagen Film- und Tonschnitten, vor allen

Dingen der systemischen Familienanalyse im Verarbeiten von Biographien und Traumatisierungen als wichtig.

Ich danke für Ihr Zuhören

Gert Levy